

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 24

Artikel: Monsieur Dubord
Autor: Steenken, E.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-673049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Monsieur Dubord

Damals nahm ich in L. französischen Sprachunterricht im Institut Mercure, das an der Place Malle gelegen war. Eine winklige Flucht von Zimmerchen und kleinen Lehrsälen, in einem uralten, beinahe baufälligen Hause war diese Anstalt, dessen prächtige Etikette ein schimmerndes Holzfries in Goldbronze darstellte, hoch über dem Rauch des Plazes, zu beiden Seiten von einer Art griechischen Vase flankiert. Diese goldstrotzenden Buchstaben waren ohne Zweifel das Kostbarste an dem ganzen Gebäude. Sie schienen weit hinauszurufen: „Kommt her, seht an, was wir für eine ehrwürdige Einrichtung der menschlichen Gesellschaft verkünden!“ So sehr sie nun aber auch im Sonnenschein blitzten und funkelten, so dunkel war es im Hause selbst.

Die schiefen Räume, an deren Wänden der Kalk rieselte und in denen immer ein süßlicher Dunst stand, gingen alle nach dem Hofe hinaus. Auf den Gängen und Stiegen brannten ewig kleine schwache Birnen in einem orangefarbenen Schein, eine trübselige Stimmung verbreitend. Das Gelächter und der Frohsinn der jungen Mädchen konnte urplötzlich aufhören, sobald sie den langen, finsternen Korridor betraten, in dem es wie eine Wolke von durchschwizten Examenängsten hing. Der Anmut war es hier nicht vergönnt zu atmen, und die Heiterkeit, die göttliche, hatte diese Lokalitäten nie gesehen.

Der Besitzer dieses Unternehmens versprach allen Menschen nach Maßgabe ihrer Anlagen Bildung und Belehrung, vornehmlich der praktischen Wissenschaften. Sein Ehrgeiz war, Geld zu verdienen; neben Kursen, in denen Buchhaltung und Handelskunde vermittelt wurden, verschmähte er es nicht, sich auch mit geistig Zurückgebliebenen zu befassen. Die Lehrerschaft, schlecht besoldet und ewig in Angst vor dem leicht in heftigen Jähzorn verfallenden Direktor, setzte sich aus allen Provinzen des Landes zusammen.

Als „Klassenfreier“ war ich dem Herrn Professor Dubord zugewiesen, einem Gasgogner, mit braunen, beseelten Augen und einem langen, schwarzen Bart, über dem eine große edle Nase ein wenig traurig sich krümmte.

Aufgefallen war mir sogleich seine ärmliche Erscheinung. Er trug Tag für Tag eine Art Bauernanzug aus einem ehemals festtäglichen braunen Stoff, der jetzt abgewetzt war und an den Ärmeln speckig glänzte.

Die Hosen, ohne Bügelfalte und ewig wie Ofenröhren, ließen immer ein Stückchen Bein in grellen Socken sehen, die nach unten von hohen, schwarzen Schäften altertümlicher Knopfschuhe eingefasst waren.

Das alles aber wurde einem sozusagen nur bewußt, wenn Herr Dubord einmal ungewöhnlich lang schwieg oder wenn man ihm auf der Straße begegnete.

Sobald er dagegen den Mund öffnete, eine Reihe makellos schöner Zähne blinken ließ und im schallend-pathetischen Französisch seine berühmten Fragen stellte, war man im Bann seiner Persönlichkeit; seine äußere habituelle Erscheinung wurde unwichtig; mächtig erlang die Stimme, ein bewegtes Mienspiel furchte das Antlitz, seine Stirn wuchs steil zur Höhe; ja sogar seine elegische Nase schien sich zu heben und Anteil an diesem geistigen Widerspiel zu nehmen. Monsieur Dubord galt als der Typ, der klassische Typ des gründlichen Französischlehrers; Gründlichkeit, die sich bis auf die entlegensten Formen erstreckte, Genauigkeit und Ausführlichkeit, die bis zur weiterschweifigen etymologischen Erklärung einer Wortsilbe hing, waren sozusagen seine Spezialität. Kein Wunder, daß er mit den Interessen der Schulleitung, die ihre Schüler rasch mit einem Fundus des Notwendigsten und Gebräuchlichen versehen wissen wollte, dauernd im Widerstreit lag, Dubord und Direktor Collin, ein glattes, nichtsagendes, immer sorgfältig rasiertes Gesicht, konnten sich daher nicht leiden. Nicht nur zwei Temperamente, nein, zwei Weltanschauungen standen sich hier in reinsten Prägung gegenüber; das alte, gründliche, klassisch-humanistische Bildungsideal auf der einen, der amerikanische Schliff, ein Wissen, das für den Alltag restlos unumzünzbar war, auf der andern Seite. Da vernahmen die aufmerksamen Ohren manche zischende Entladung des Direktors, ohne daß eine Miene in dem glatten Gesicht daran partizipierte

— die Etikette galt ihm viel; während Monsieur Dubord stumm und gehorsam, mit einem oft qualvollen Blick, die Direktiven entgegennahm und Besserung gelobte.

Warum er überhaupt bei den fast täglichen Zu-
rechtweisungen seines Brotgebers in dieser fin-
sternen Schule aushielt, konnte ich am Anfang
nicht verstehen. Erst später erkannte ich die gan-
zen Bedingungen und Notwendigkeiten dieses
verborgen-heroischen Lebens. Irgendwie lernte ich
diesen Mann verehren und achten. Sein dürftiger
Anzug, seine Knopfschuhe mit den gelben Lätzen,
die Brotkrümchen, die sich noch von der Mahl-
zeit her im Bart aufhielten, all diese Besonder-
lichkeiten sah und empfand ich zuletzt gar nicht
mehr, wenn ich ihm zuhörte. Jedes Wort schien
an ein Tieseres zu rühren, jeder von ihm diktierte
Aussatz beschäftigte nicht nur den Verstand, son-
dern auch das Herz.

Er war ein Dichter-Lehrer. Er lehrte mit
Kunst. Daher stand er auch immer wieder mit
dem furchtbarsten Tyrann unserer Epoche, der
Zeit, auf dem Kriegsfuß. Ein Wort, ein schein-
bar ödes Wort, inmitten eines kaufmännischen
Briefes, konnte ihn an Racine oder Mabelais er-
innern, unversehens begann er zu zitieren; er
kannte den Pantagruel und den Britannicus.
Hier schlug sein Herz, hier nährte sich seine
Seele. Oft hat er mich in dem düsteren Physik-
zimmer, das nach Mäusen roch, für einen Augen-
blick ins „Grand siècle“ entführt. Ja, das war
eine Zeit, meinte er romantisch. Hier war er zu
Hause; ja er lebte recht eigentlich in dieser Sche-
menwelt, in der er sich immer mit großem Nach-
druck für Jean de la Bruyère, er, der so gern die
Partei des armen Volkes nahm, einsetzte. Das
Pathetisch-Rhetorische fiel in solchen Augen-
blicken von ihm ab; ein ernster, von allem Hohen
und Schönen leidenschaftlich bewegter Mensch
saß dann vor mir. Plötzlich aber erinnerte er sich
seiner kleinen und kleinlichen Pädagogenaufgabe
in diesem düsteren Gelaß. Das Gesicht verwand-
elte sich, als habe sich der Widerschein eines fer-
nen Lichtes von ihm gewandt. Die Nase hing
traurig wie vordem, der Bart schien sich irgend-
wie zu sträuben.

Im Grunde war er mißtrauisch gegen alle seine
Schüler geworden, weil von hier aus die Kla-

gen wegen seiner berücktigten Weitschweifigkeit
ihren Weg zum Direktor nahmen.

Einmal erblickte ich ihn während einer Pause,
die in Ermangelung eines eigenen Schulplatzes
kurzerhand auf der Place Malle „abgetreten“
wurde, ganz versunken im Anblick zweier Plakate
eines Reisebureaus, die in satten, fleckenden
Farben für das alte und ewig-junge Italien war-
ben. Er stand und schaute und schob sich von Zeit
zu Zeit einen Bissen in den Mund. Als ich näher
hinzutrat, ohne von ihm bemerkt zu werden, sah
ich, daß es trockenes Brot war, säuberlich in kleine
Würfel zerschnitten, die er einzeln aus der uner-
gründlichen Tiefe seiner Tasche hervorholte.

Einige Tage später gab es ein großes Hallo
im Institut, ohne daß ich Zeuge dieses peinlichen
Vorfalles sein sollte. Während einer Demonstra-
tion an der Wandtafel, vor der bunt zusammen-
gewürfelten „Ausländerklasse“ (in der sich Schü-
ler aller Jahrgänge zusammenfanden), befiel
Monsieur Dubord ein Unwohlsein. Er taumelte
auf das wackelige Bültchen zu, glitt aber ab und
schlug im Niederfallen ziemlich heftig mit dem
Hinterkopf an die Ofenplatte an.

Im Zimmer des Direktors versuchte man ihm
Luft zu schaffen, knöpfte seine Weste auf und soll
dann auf ein Hemd von angeblich nicht ganz rein-
licher Farbe gestoßen sein, ein Umstand, der mit
Gelicher und heimlichem Gelächter monatelang
immer wieder vorgetragen wurde. So harmlos
und so verzeihlich diese „Entdeckung“ war, dem
alten Dubord, der an das geistige Aufnahmever-
mögen jedes einzelnen ungewöhnlich hohe An-
sprüche stellte und daher nicht beliebt war, sollte
sie eine Menge neuer Unverschämtheiten seitens
des Besitzers eintragen.

Zu dieser Zeit war mein Studium im Mercure
abgeschlossen. Ich hatte mich mit dem neuen Se-
mester auf der Universität immatrikuliert, zog in
ein helleres Quartier am Rande der Stadt, wor-
auf ich denn bald die finstere Anstalt mit ihren
Lehrern und Schülern aus den Augen verlor.

Einige Monate darauf aber, an einem regne-
rischen Herbstnachmittag, sollte mir die ganze
Zeit mit ihren Erfahrungen noch einmal lebhaft
ins Bewußtsein treten.

Ich überquerte eiligen Schrittes den Boule-
vard T. und wollte gerade in die breite Avenue

du Village einbiegen, als sich aus der dunklen kleinen Gasse, die dort südwärts mündet, ein Leichenzug hervorschob. Ich hielt an, unwillkürlich betroffen vom Bilde des Todes, das zudem an einem Herbsttag von solch eindrücklicher, zwiefacher Symbolik ist.

Ein magerer Klepper zog einen Wagen der ärmsten Klasse. Auf einem unpolierten Holzfang lagen einige Sträuße und ein einziger dünner Kranz. Ich zog meinen Hut, wartete und ließ das Gefährt an mir vorüberfahren. Der Regen traf meine Stirn, ich fröstelte. Plötzlich zuckte ich zusammen. Hinter dem Wagen schritt, ohne Mantel, in seinem braunen bäuerlichen Anzug, den Kopf tief gebeugt, Professor Dubord. Zuweilen schien er leicht zu schwanken. Obwohl er kein Taschentuch an die Augen hielt, noch irgendeine Geste machte, wirkte die erschütternde Gestalt, die von einem grausamen Schicksal wie gebodigt schien, mit größter Eindringlichkeit auf mich. Tränen traten mir in die Augen; durch ihren Flor sah ich das restliche Gefolge des Trauerzugs: eine Anzahl ärmlich gekleideter Kinder, zwei Nachbarn mit schwarzen Hüten, eine ungewöhnlich prächtig gekleidete Dame mit bunten Federn am Hüte und zuletzt den Pfarrer; ein ernster, hoher, schwarzer Mann, mit unererschütterter Miene.

So zog das kleine Häuflein über den Boulevard, bog in eine hohe Allee ein und verschwand im Dämmer der Bäume.

Erst einige Tage darauf, in einer angeregten kleinen Abendgesellschaft, erfuhr ich von einem einheimischen Studenten der Rechte das Ergänzende über Professor Dubord.

Danach war dieser ehemals ein wohlbestallter Akademielehrer gewesen, ein Tatmensch, vom edelsten Forschertrieb befeelt, Abgott der studierenden Jugend. Er heiratete, von einer leidenschaftlichen Liebe zu einer jungen Wallonin befehen, diese sehr früh, und es schien, als hätte er damit das beste und natürlichste Fundament für eine glückliche menschliche und berufliche Entwicklung gelegt. In rascher Folge gebar ihm diese Frau fünf gesunde Kinder. Sie selbst aber, zerrüttet von den Schwierigkeiten der letzten Geburt, wurde krank. Unpäßlichkeiten aller Art wechselten mit heftigen hysterischen Anfällen. Dubord vernachlässigte seinen Beruf in auffälligster

Weise. Seine Frau wollte er nur selbst pflegen. Kein anderes Wesen durfte bei ihr sein. Er nahm Urlaub, überschritt diesen, zog sich mehrere Verweise zu, erschien dann eines Tages überstürzt im Kolleg, hielt mitten im Vortrag inne, sagte leise, mit zitternder Stimme: „Ich muß zu meiner Frau!“ und rannte davon.

So verlor er seine Stelle. Der Frau, die ihn tyrannisierte, die nichts mehr anrührte und mit irrem Blick in der Ecke saß, hielt er nach wie vor die Treue. Während rein in seinem Schweigen, keiner sollte davon erfahren, bis es doch durchsickerte. Der Haushalt verfiel, das bißchen Ersparnis war rasch aufgezehrt, die Kinder hungerten. Nie, sagte mir der Erzähler, sah ich einen solch raschen Verfall. Dubord machte alles mögliche, verkaufte Schnürbänder, handelte mit Blumen, unterrichtete zurückgebliebene Schüler. Später, nach Jahren, erhielt er die Anstellung im Institut Mercure. Seiner Frau aber, inzwischen dem gänzlichen Wahnsinn verfallen, war er nach wie vor inbrünstig zugetan. Neben seiner Lehrtätigkeit, deren Einnahmen für die Kinder draufgingen, besorgte er noch zu später Stunde den Haushalt.

Vieles, was ich damals nur als bohemienartiges Symptom gewertet, wurde mir nun klar. Ich konnte seine tiefe Sehnsucht nach dem hellen Land des reinen Geistes nachempfinden. Ich sah den stummen heroischen Kampf um die Notdurft der Kinder geführt. Ich begriff sein bereitwilliges Ducken unter die kleinlichen Befehle des kalt-schnäuzigen Direktors. Immer wieder beschloß ich, meinen alten Lehrer einmal aufzusuchen, ihm die Hand zu drücken und ihm irgendwie etwas Freundliches zu sagen. Doch der Mensch ist in solchen Dingen oft von einer fürchterlichen Trägheit. Es blieb beim guten Vorsatz.

Längst habe ich die kleine Universitätsstadt verlassen, einem neuen, andern Leben verhaftet. Manchmal aber, wenn es einen Brief oder ein Schriftstück aus dem Französischen zu übersetzen gilt, stockt plötzlich der Fluß der Gedanken. Ein Wort taucht auf, an dem sich damals vor vielen Jahren Professor Dubord erwärmt, ja berauscht hat. Ich höre seine machtvolle Stimme, seine klangvollen Zitate. Racine, Corneille; das göttliche Licht einer hohen Zeit umrauscht mich.